

Sabine Roidl

Die Abschlussfeier

An diesem Tag war Abschlussfeier und Maggy würde bestimmt Schluss machen. Ich lag noch im Bett, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, sah ich an die Decke. Nun war sie doch noch gekommen, die Müdigkeit, auf die ich die ganze Nacht gewartet hatte. Maggy hieß eigentlich Magdalena, aber das hörte sie nicht so gern.

Ich hatte den Realschulabschluss geschafft, an diesem Tag kriegte ich es schwarz auf weiß. Darauf war ich ein bisschen stolz, auch wenn meine Schulkarriere schon ganz schön lange dauerte, 12 Schuljahre hatte ich bereits auf dem Buckel. Meine Noten waren gut, zweitbester in der Klasse war ich, immerhin. Eigentlich konnte ich nichts dafür, dass es so lange gedauert hatte; mein Schulanfang stand unter keinem guten Stern. Aber die Nachhilfe hatte wirklich was geholfen, ich schaffte es sogar aufs Gymnasium. Was habe ich mich für meine Mutter gefreut!

Aber auf dem Gymi wurde es erst so richtig stressig. Ging es da eigentlich los mit meinen Schlafschwierigkeiten? Keine Ahnung, aber ich schlief immer schlecht. „Das ist eine Typfrage, da kann man nichts machen“, sagte meine Mutter. Bald kamen Briefe nach Hause, in denen *Vorrücken gefährdet* stand. „Haben wir einen Sechser übrig“, sagte der Mathelehrer einmal, als er eine Ex zurückgab und sich in der Klasse umgesehen. Sein Blick blieb an mir hängen: „Da sitzt er ja, unser großer Max, für unseren Max haben wir alleweil einen Sechser übrig.“ Alle haben gelacht, ich nicht.

Jedenfalls war ich sitzengeblieben und hatte mich auf der Realschule angemeldet, den überflüssigen Zwischenstopp mit Ehrenrunde drehen und so wollte ich mir sparen: mir war klar, dass ich das nie geschafft hätte. Meiner Mutter war das gar nicht Recht, der war selten was Recht. „Wir sind eine Akademikerfamilie“, hat sie gekreischt, „bei uns

wird Abitur gemacht!“ Und studieren sollte ich auch einmal, musste ja nichts Besonderes sein, ihretwegen auch auf Lehrer oder Zahnarzt.

Aber was soll's, an diesem Tag war Abschlussfeier und ich wollte noch nicht daran denken, wie es weiterging. Ich sah auf den Wecker, noch genügend Zeit, um 10 erst begann die Abschlussfeier. Ich wollte Maggy abholen und mit ihr zum letzten Mal gemeinsam zur Schule gehen. Unsere Haushaltshilfe, die ich Frau Gerstenfeld und meine Mutter Isabella nannte, weil sie fand, dass das persönlicher klang, rief mir aus der Küche hinterher: „Na, Burschi, geht's in die Schule? Heute zum letzten Mal, hä? Bald pfeift ein anderer Wind!“ Ich wünschte ihr auch einen schönen Tag.

Das Haus, in dem Maggy wohnte, wurde in der ganzen Stadt das Hochhaus genannt. Ich sah hinauf in den 2. Stock, Maggy stand auf dem Balkon und rauchte. Ihre Fingerspitzen pickten Tabakkrümel von der Zunge, sie schnippte sie weg, blies den Rauch aus, sah der Wolke hinterher. Sie trug den weißen Kapuzenstrickmantel, den hatte sie immer an: ob Sommer oder Winter, ob über Jeans oder Blümchenkleid: ohne den Strickmantel ging es nicht. „Du und dein Bademantel“, sagte ich immer zu ihr. Wenn es kalt und dunkel wurde, zog Maggy die Kapuze über die Locken und versteckte die Hände in den Ärmeln, wie Schneegestöber wehte der Mantel hinter ihr her, die Saumkanten streiften den Boden, sie waren schmutzig und ausgefranst.

„Rauchst du schon wieder“, schrie ihre Mutter aus der Wohnung. „In aller Früh, jetzt geht's aber los hier!“ – „Magst auch Eine“, schrie Maggy zurück, ohne sich umzudrehen. Sie hatte mich noch nicht gesehen, so konnte ich sie heimlich anschauen: Maggy war so schön. Sie war klein und schmal, ihre Haare lang und wild. Die Morgensonne ließ das Dunkelblond aufleuchten, die Locken kringelten sich um ihr Gesicht.

Als ich zum ersten Mal über ihre Haare streichelte, zog ich erschrocken meine Hand wieder zurück, weil diese Locken, die wie Drahtfäden aussehen, sich so weich wie

Kükenflusen anföhlten. Ich wollte hinauf rufen, „Los Maggy, es ist spät.“ Aber ich tat es nicht, ich ging allein weiter. Das war´s wohl mit Maggy, dachte ich und spürte einen Stich im Bauch.

Bei der Edeka schob der Ladenpächter die Zeitschriftenständer auf den Gehsteig. Auf einem Titelbild war eine meiner Top-Model-Freundinnen. „Max“, sagte sie mit diesem herrlichen amerikanischen Akzent, der so klang, als würde man bei jedem Wort einen Kaugummi im Mund hin und her schieben: „Ich habe schon gehört, dass du der Top-Favorit für den Oscar bist.“ Ich winkte bescheiden ab: „Ach, was bedeuten schon all diese Preise...“ Ich musste meinen Traum kurz unterbrechen, weil ich mir schnell überlegen wollte, wofür ich einen Oscar bekommen sollte. Mir fiel nichts ein, egal, ich hörte meiner lieben Freundin zu: „Ich habe den Film schon gesehen, Max. Das war so ergreifend; unglaublich deine Fokussierung auf das Detail, ohne dabei die große Idee aus den Augen zu verlieren!“ Eine Träne der Rührung floss in die poetische Kurve ihres Dekolletés. Der Edekanann flüsterte mir zu: „Die hat zwei gescheite Dinger, gell? Allerhand sind diese Titten!“ Ich sah in den Himmel: Ein kleines Flugzeug schob sich brummend durch die Wolken, eine Fahne hing daran, Titten stand darauf: Das kleine schüchterne i purzelte glockenhell klingelnd zwischen die harten t des brutalen Wortes. Ich schüttelte den Kopf, sagte Auf Wiedersehen und ging weiter.

Wie hübsch meine Model-Freundin heute wieder ausgesehen hatte! Ich könnte ich vielleicht einmal ein Arzt sein, der an einem Aidsimpfstoff forscht. Und wenn ich ihn endlich gefunden hätte, würde mein Bild durch alle Medien gehen, wie ich, im weißen Kittel und mit einem bescheidenen, etwas verlegenen Lächeln, noch mit tiefen Augenringen vom anstrengenden Forschen dastehe, von guten Kindern als aller Welt umarmt. Die Kinder waren so glücklich, denn ich würde alle retten, die diese grausame Seuche heimgesucht hatte. Ich konnte mir die Gesichter der Kinder nicht richtig vorstellen.

Doch an die Schule, die ich nun von weitem sah, wollte ich noch nicht denken. Ich bastelte im Weitergehen noch ein wenig an meinem Oscartraum, bis die Schulglocke in den Ohren schrillte. „Bald wirst du entdeckt“, glaubte ich im Stimmengewirr der anderen Schüler herauszuhören, die über den Pausenhof ins Gebäude rannten. Ich ging hinein, die schwere Flügeltür knallte hinter mir zu. Ich suchte mir erst mal das Klo, hielt dort meinen Kopf über das Waschbecken, sah im Spiegel das kalte Wasser von meiner Nasenspitze tropfen. Der Spender für die Papiertücher war leer, typisch staatliche Schule, ich wischte mir mit dem Ärmel das Gesicht trocken, übte ein paar Gesichtsausdrücke, den Unerschrockenen behielt ich. Die Klingel hallte zum zweiten Mal über den Steinboden, über den ich als Letzter lief.

Ich ging zurück ins Foyer, dort standen die Jungs aus meiner Klasse. „Hey Max, was gibt’s Neues aus dem Maggy-Fick-Studio?“, rief der, dessen Namen ich vergessen hatte. Als ich in der dritten Klasse war, kam ich einmal mit einer blutigen Nase nach Hause und beschwerte mich, dass die anderen Kinder mich *Spasti* genannt hatten. Mama hat fast mitgeheult, so leid tat ich ihr. Aber Papa saß nur in seinem Sessel, las in der Zeitung und sah nicht einmal auf, als er zu mir sagte: „In Zukunft wirst du solche Typen nicht einmal ignorieren.“

Ich ging an den Jungs vorbei und setzte mich auf eines der Fensterbretter im Foyer. Gleich ging es los und ich hatte den Abschluss in der Tasche. Und dann erstmal ganz lange Ferien! Bis ich im Herbst auf ein Internat sollte, das exklusiv genug war, dass es Platz hatte für Typen, die ich behindert und Mama entwicklungsverzögert nennt. Dann ging die Odyssee weiter. Aber daran will ich noch nicht denken, denn wenn es mit meinen Schulerfolgen im gleichen Tempo weitergeht wie bisher, würde ich wahrscheinlich 25 und halbtot sein bis ich Abi hatte. Aber dann würde ich mich sehr für die ganze Akademikerfamilie freuen!

Der schwere Wagen meines Vaters rollte über den Kies, er parkte direkt vor dem Eingang, unter dem Schild *Nur für Lehrkräfte*. Meine Eltern stiegen aus, Papa

telefonierte, „Ruft deine Miezi jetzt schon tagsüber an oder was“, schimpfte Mama. Papa verdrehte die Augen und steckte das Handy weg. Sie kamen angehetzt und stritten sich dabei. Sie stritten sich immer. Wenn andere an ihre Kindheit denken, denken sie vielleicht an selbstgebackene Weihnachtskekse, erzählen von Sonntagsausflügen und den Liedern, die sie dabei sangen. Ich kann vom Geschrei meiner Eltern erzählen.

Sie sahen mich und hörten damit auf. Danke. Wir setzten uns in die Aula. Der Rektor begann seine Rede, musste aber wieder unterbrechen, als noch jemand hereinkam: Klickklack, klickklack, machten Stöckelschuhe auf dem Steinboden. Ich musste mich nicht umdrehen, dass war Maggy, nur ihre Schuhe klangen so. Das Klickklack hörte kurz auf, ich wusste, dass sie nun die Locken aus dem Gesicht warf und nach einem freien Platz umsah. Ich hörte, wie sie sich hinsetzte, irgendwo, nicht bei mir. Ich sah auf den leeren Platz neben mir, sie kam sonst nie zu spät.

Jemand las ein Gedicht vor, es ging um Abschied und Neubeginn. Das machte mich traurig. Sonst wurde ich nur in Kirchen sentimental, obwohl ich nicht religiös erzogen worden war. Mama meinte, ich sollte das später frei entscheiden. Eigentlich glaubte ich gar nicht an Gott, es war nur so, dass ich manchmal so große Angst hatte, dass ich einfach so tun musste, als ob es ihn gäbe. Verdammt, nun musste ich auch noch flennen. „Was hat er denn“, flüsterte Papa hinter mir. „Liebeskummer, glaube ich,“ flüsterte Mama zurück. Papa legte seine Hand auf meinen Rücken: „Das geht schon wieder vorbei, Max“ – „Aber weh tut es doch trotzdem“, wusste Mama es besser und legte ihre Hand dazu. „Bitte jetzt nicht streiten“, sagte ich und wischte die Tränen ab.

Die Zeugnisse wurden verteilt. „Alles Gute für deine Zukunft,“ sagte mein Lehrer und lächelte. Ich schüttelte seine Hand und lächelte auch. Beim Hinausgehen haute mir Papa auf die Schulter: „Glückwunsch. Gut gemacht, junger Mann.“ – „Danke, alter Mann“, sagte ich und haute ihm auch auf die Schulter, ganz fest. Mama kicherte.

Die Feier war zu Ende, ich ging hinter meinen Eltern her und schaute dabei in alle Richtungen: Maggy konnte ich nirgends mehr entdecken. Im Wagen meines Vaters war nichts zu hören außer dem samtigen Summen des Motors. Ich sah die Landschaft vorüberziehen, als säße ich vor einem Fernseher.

Zuhause legte ich mich erstmal wieder ins Bett und wollte einschlafen, aber ich dachte an Maggy und noch bevor ich die Augen wieder öffnete, tastete ich mit den Füßen nach den Turnschuhen, die ich immer unter dem Bett bereitstellte, schlüpfte hinein, sprang aus dem Bett, kletterte aus dem Fenster, landete im Garten, lief durch die Gasse über den Marktplatz, alles war menschenleer in dieser glühenden Mittagshitze. Ich lief hinaus aus der Stadt, quer über die stoppeligen Felder, meine Beine schmerzten, als hingen Gewichte daran, mir war übel und ich keuchte, aber ich jagte immer weiter über das Feld, bis kein einziger Schritt mehr möglich war, aber ich gab nicht auf, ich gab nie auf.

Ich sprintete sogar noch schneller, Schlamm spritzte an mir hoch und endlich hörte mein Körper auf, sich zu wehren und ich lief, als würde jemand mit einer Kurbel an mir drehen. Ich hörte auf darüber nachzudenken, dass ich nicht mehr konnte. In meinem Kopf dröhnte es nur noch: Einatmen, links rechts, links, rechts, ausatmen, links rechts, links rechts.

Ich wollte weiterlaufen, bis nichts mehr in meinem Kopf war. Nur glücklich sein wollte ich, sonst nichts weiter. Ich preschte hinauf in den Wald und oben am Aussichtsplateau angekommen, stoppte ich, stemmte die Hände in die stechenden Seiten, tänzelte hin und her, bis die Übelkeit nachließ, das Dröhnen in meinem Kopf leiser wurde und das Pochen meines Herzens nicht mehr in den Ohren stach. Der Schweiß lief mir über Stirn und Rücken, mit der Hand wischte ich über die salzige Kruste und sah auf unsere kleine Stadt und dem kleinen See, der in den Hügeln der Moränenlandschaft lag. Unten schlängelten die Autos um den Marktplatz, lautlos; mein Keuchen übermalte den Lärm der Motoren.

Letzten Donnerstag schlief Maggy bei mir. Ich lag hinter ihr und zeichnete feine Linien auf ihrer Haut, zitternd hoben sich die winzigen Härchen auf ihren Armen. Ich dachte, sie schlief. Mit einem Male drehte sie sich zu mir und fragte: „Liebst du mich?“ Ihr Blick war so reingewaschen und klar, als hätte sie eben erst geweint. „Bild dir ja nichts ein!“, antwortete ich und küsste sie heftig.

Ich machte mich auf den Heimweg, diesmal am Seitenstreifen entlang, es war nicht viel los auf der Straße. Bergab schmerzten meine Knie, ich ging langsamer, war so erschöpft, dass meine Schritte unsicher waren, als wäre der Straßenbelag aus Wackelpudding. Mein Atem ging wieder vollkommen ruhig als ich den Marktplatz überquerte, bei der Bäckerei streifte mich der süße Brötchenduft, mir wurde wieder schlecht.

Auf den Treppen vor unserem Haus saß Maggy. Wie klein und schmal sie war, wie dünn die Arme sich unter dem Strickmantel abzeichneten! Sie sah zu mir auf, lila Schatten schimmerten unter ihren Augen. Sie strich eine Locke hinters Ohr, stand auf und kam auf mich zu. Kleine Schritte, vorsichtig einen nach den anderen gesetzt, als wollte sie tanzen.